

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Photogr. v. H. Noll, Gießen.

## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der junge Lenz, der so mit hellem Leuchten ins Land gekommen war, hatte im Vorübergehen auch ins Koltige Haus gelugt, zwischen den alten Kasanien, die gerade die ersten, fast schwellenden Knospen trieben. Und unter seinem Lachen waren die weißen Anemonen aufgeblüht zu ihren Köpfen. Aber sein Sonnenblid traf drinnen in dem dumpfen Gemäuer ein Frauenantlitz, das trotz seiner Jugend in herbem Ernst erstarrt war. Da winkte der Lenz der Ansel zu, die hoch droben auf der Wetterfahne des Turmbaches saß, und schmelzend sang sie ihr erstes Frühlinglied. Süß schmeichelte sich der Ton unten ins düstere Gemach. Aber nur noch starrer ward das stille Frauenantlitz. Was sollte das Singen und Loden da draußen? Ihr galt es nicht mehr, das Lied vom neuen, seligen Hoffen.

Bergebens suchten auch die Augen des Mannes dort drinnen in dem dämmernden Gemach nach einem weicheren Regen in ihren Jägen. Gute Augen waren es, aber sie blickten in Trauer und stillem Sehnen zu dem jungen Weibe, das so selbstvergessen dort saß, als wäre er gar nicht bei ihr.

Doch wie nun der hereinlugende Sonnenblid das Blondhaar um ihre Stirn durchleuchtete, wie flimmerndes Gold, und einen warmen Schein über die schönen Züge hauchte, da flog es wie ein Abglanz davon auch über die Mienen des Mannes.

Schnell stand er auf und kam zu ihr.

„Sieh, wie die Sonne draußen lacht. Der Frühling ist da! Komm, Ele — laß uns hinaus. Wir wollen hinauf in den Wald und dann einmal sehen, wie es mit dem Bau droben steht.“

Sie schral zusammen unter seiner berührenden Hand. Nun erhob sie sich langsam.

„Gewiß — wenn du willst.“

Aber es klang müde und gleichgültig.

Wie sie dann droben in dem nahezu fertigen Neubau standen, belebten sich Eberhard von Selbachs Mienen. Schnelleren Schritts ging er seiner jungen Frau voraus durch die Räume.

„Ganz reizend wird es werden, unser Haus! Alles hell und traulich, ein rechtes Heim.“

Doch Ekes Blid behielt seine Leere. Ja, ihr Haus würde es werden — aber ihr Heim?

Weiter führte er sie von Zimmer zu Zimmer und machte dann halt in einem anheimelnden Edgemach.

„So — und hier, das wird Frauchens Reich. Ein Blumenerker ist auch vorgesehen, als Arbeitsplätzchen. Hier wirst du dich wohl fühlen — nicht, Liebes?“

Zu ihr tretend, schlang er den Arm um sie. Zärtlich wollte er sie an sich ziehen. Doch sie entwand sich ihm und, um sich blickend, sagte sie ernst und schwer:

„Ich weiß nicht — es ist mir alles so fremd hier.“

Traurig sah er vor sich nieder. Doch dann hob er wieder den Kopf. Wenn er sie nur erst heraus hatte aus dem dumpfen Mauerloch da unten, das ja keine Freiheit aufkommen ließ, dann würde es auch anders werden zwischen ihr und ihm. Da lächelte er ihr gut zu:

„Daß uns nur erst einmal hier oben sitzen, alles so behaglich eingerichtet — dann wird es dir auch schon gefallen, kleines Frauchen!“

Sie nickte wohl, aber der herbe Zug um ihren Mund grub sich nur noch tiefer.

Im Steinbruch, wo sie die Quadern brachen drunten für den Bau der Sperrmauer, war Frühstückspause. Heiß prallte die Sonne hernieder und schoß zurück von der Gesteinswand. Die Luft stand still in diesem riesigen Felsenkerker. Unerträglich schwer. Did tropfte den Männern der Schweiß von der Stirn, trotzdem sie jetzt müßig herumlagen; in dem Fußbreit Schatten, den hier und da ein größerer Felsblock warf. Brot und Speck waren verzehrt, nun noch ein Viertelstündchen der Ruhe. Lässig und faul streckten sich die Glieder, die bald wieder hart wie Stahl den Kampf mit der Felswand da aufnehmen würden. Manche schlossen die Augen und sanken mit dem nächsten Atemzuge in Schlaf. Trotz der harten Steinkante, auf der der Kopf lagerte. Ein kurzer Schlummer. Gleich wieder würde sie der gellende Pfiff der Lokomotive drunten am Maschinenschuppen emporscheuchen und an die Arbeit treiben.

Ueber den Ruhenden stand der Berg. Duster und drohend hob er seinen gigantischen Leib über den Menschenzwerger, die ihn mit Stahl und Feuer bezuangen. Ohnmächtig lag er da. Aber in seiner Ruhe war etwas Unheimliches, Lauerndes. Wie heimtückische Nachgier. Noch war die Kraft nicht ganz gestohlen aus diesem zerfetzten Felsenleibe. Wehe, wenn er sich aufraffte in unvermuteter Wut. Während die Arbeiter während der Besatzung war in zermalnendem Sturz! Aber die, die dort drunten lagen an diesem Ort, ahnten nichts von der Gefahr, die dräuend über ihnen hing. Dunkel wie das Verhängnis.

Meist Ausländer waren es, die hier die schwere Arbeit am Steinbruch taten. Nur einige wenige Einheimische waren darunter. Sie hielten sich für sich. Die „wilden Völker“ von drunten, aus Kroatien und Slavonien her, waren nicht gerade die besten Gesellen.

So lagerten sie auch jetzt etwas abseits von den andern. Ihrer fünf. Alles Söhne des Rauhen Grundes. Harte, aber gutherzige Burschen. Bisher hatten sie in der Grube gearbeitet, nun aber lockte es sie, einmal hier ihr Glück zu versuchen über Tag, mit der Bohr- und Schiefarbeit. Sie wurde nicht schlecht bezahlt. Außerdem hatte einer von ihnen einen Kerger gehabt mit dem Steiger, da waren die andern aus Kamerad-

schaft mitgegangen. Auch jetzt, wie sie sich faul in der Sonne räkelt und ihre kurzen Tonpfeifen rauchten, sprachen sie wieder davon.

Einer, der Spieß-Engelbert, wies mit dem Daumen auf das Trägergerüst eines Krans neben dem Steinbruch. „Gibt wie ein Galgen. Gerad' wie auf der Zede, wo sie den neuen Schacht abteufen. Wie ich da vorbeikam mit Steiger Stahlshmidt, nach meiner Abkehr, hab' ich für ihn gesagt: „Da kommt der neue Galgen für uns. Aber Ihr seid der erste, der ran kommt! —“ Und da hab' ich gelacht, und wenn ich hätt' sterben sollen.“

Auch die andern lachten noch einmal, in Erinnerung an die Geschichte. Dann nickte einer:

„Ja, Steiger Stahlshmidt, dat wer schon einer; da kannst du dich up verlassen. Da kam mal einer drüben vom Westerwald und such' Arbeit auf der Grube. Da hat ihn der Steiger gefragt, ob er dumm und stark sei. Ja, hat der gesagt. Da hat der Stahlshmidt gelacht. Na, dann man her, da können wir Sie gebrauchen!“

Wieder ein schallendes Gelächter, bis der erste seinen Pfeifenstummel am Boden ausklopfte.

„Ja, solch einen können sie gebrauchen auf der Zede. Dem paßt jedes Joch. Und dat is der Unterschied: dem Vieh macht man das Joch nach dem Horn. Aber dem Menschen das Horn nach dem Joch.“

Aber sie blieben nicht allzu lange beim Ernst ihrer Philosophie. Ihr glücklicher Humor stellte sich bald wieder ein. Sie sprachen von den alten Kameraden auf der Zede.

„Man gut, dat der Harr-Friedel nit mit uns gegangen is. Für den wer dat en schlecht Geschäft — hier oben — in der Hüb. Mit seine zweihunner Pund Lebendgewicht.“

„Ja, dat war ein drollig Stück Fleisch, der Friedel. Aber wir tunnt den hier schon gebrauchen trotz seine zwei Bentner. Der konnt' abscheulich bohren.“

„Stimmt! Der bohrt dir ein echt Joch. Aber der konnt' auch abscheulich trinken.“

„Und lügen konnt' he! Junge, Junge — dat einem dat Hemb vom Pudel runger fällt!“

Von neuem überließen sie sich ihrer Heiterkeit, doch mitten in ihr Lachen hinein gellte ein langgezogener Pfiff. Da kam Leben in das stille, sonnengehörte Felsenwerk. Hinter allen Blöcken, aus allen Winkeln kroch es hervor. Verdrossen machte sich ein jeder wieder an seine Arbeit. Bald scharrte, prasselte, polsterte und schollerte es wieder unter Hunderten von Hacken und Schaufeln. Und darüber kreischte der harte Diskant der Bohrer vorn an der Felsenwand. Alle hielt sie wieder die harte Fron der Arbeit ganz in ihrem Bann, der Kampf mit dem Berge. Gierig fraß sich ihm der Stahl in den steinernen Leib, das Werkzeug der feindlichen Menschenhand, die der Natur den Krieg erklärt seit Ewigkeit.

Aber sahen sie, die vermessenen Zwerge, noch immer nichts? Ging es nicht wie ein Zucken und Beben durch den verstümmelten Koloß über ihren Häuptern? Unbarmherzig, kalt und grausam ist auch die Natur in diesem Vernichtungskampfe — Opfer um Opfer! Hebt sich kein ahnender Blick zu dem rachgierig zitternden Felsen?

Doch die drunten, die dem Berg den mörderischen Stahl auf den Leib setzten, hatten nur Augen auf ihr Werk. Ei, der packt gut zu — recht so! Nun aber fielen, von hinten her, zwei Schatten über die sonnbeglutete Bergwand. Einer von den Jünsen der Bohrmannschaft blickte über die Schulter. Der Amerikaner war es, der Direktor von Christiansglück droben, mit seinem neuen Bergverwalter, dem roten Hamschmidt. Was die beiden da hinten mit-sammen sprachen, konnte man hier nicht verstehen beim Rattern des Bohrers. Aber sie deuteten mehrfach auf den Felsen vor ihnen. Griffen auch einzelne Gesteinsstücke aus dem Schutt am Boden auf. Vielleicht, daß sie ein abbauwürdiges Vorkommen hier im Berg vermuteten. Mocht' wohl auch so sein, denn der rotbärtige Hamschmidt klopfte jetzt mit seinem Hammerstöß eifrig an einem Brocken und reichte ihn dann dem Direktor, der ihn aufmerksam prüfte.

Die Leute hielten jedoch eine Weile mit dem Bohren ein und wüchsen sich mit dem Hemdärmel die schweiß-triefende Stirn. Ihre Blicke mufterten den Amerikaner. Mit forschender Neugier. Bertschs scharf gewordenes Gesicht verlor auch bei diesem Prüfen nicht seinen kalten Ernst.

„Der gömmt sich doch nimmer keine Ruh.“ Einer von den Jünsen sagte es, ein älterer, verheirateter Mann. „Immer ist der auf der Jagd nach was Neuem.“

„Ja, glücklich sieht der nit aus und zufrieden,“ stimmte der Spieß-Engelbert zu, ein noch junger, frischer Bursche. „Sch möcht' in dem seiner Haut nit stecken.“

„Gast recht,“ nickte der erste. „Wenn ich nach Feierabend heim komm, zu meinem Weib und meinen Kindern, dann weiß ich doch, warum ich leb.“

„Und ich auch!“ Ein glückliches Lächeln glitt über des Engelberts helles Gesicht. „Meine Anne-Marie ist nun auch die längste Zeit drunten im Aldigen Haus gewesen. Keine vier Wochen mehr, und wir machen Hochzeit zusammen.“

„Galt — was ist das?“

Schrill drang der Ausruf den beiden und ihren Kameraden ans Ohr. Sie fuhren herum. Da stand Direktor Bertsch, die Hand aufgereckt zu der Bergwand ihnen zu Häupten.

Weit aufgerissen war sein Blick. Als sähe er etwas Entsetzliches herannahen. Und nun stützten auch sie selber. Da — war es nicht, als käme mit einem Mal Bewegung in die Massen gerade über ihnen?

„Zurück!“ Durchs Mark schnitt ihnen allen Bertschs gellender Warnschrei, und seine Rechte packte Hamschmidt, der einen Schritt vor ihm stand. Doch zu spät — schon geschah das Grauenhafte.

Ein Beben und Schwanken in dem steinernen Koloß. Kehreten denn die Urzeiten der Erde wieder, wo ihrem freisenden Feuerschoß himmelan sich türmende Gebirge entsetzten und andere hinabsanken in den gähnenden Höllenschlund? Ging es nicht wie ein dämonisches Zittern und Zucken durch den Leib des Bergriesen? Die nicht länger zu zähmende Erwartungsgier der Bestie, die sich das Opfer verfallen sieht. Und plötzlich ein Spalten, Sichlösen, lang-sames Ueberneigen — über das Menschengezwerg warf sich der Berg, aufbrüllend im Donnergetrach seines zermalmen-den, zerplitternden Sturzes. Alles begrabend, was vor Leben da unten an seinem Fuß sich regte, aufstrampfte in tödlichem Entsetzen zum rettenden Sprung. Umsonst — schon war es verschlungen. Auch der irre Angschrei, der sich noch im Abschiednehmen einer jungen Brust ent-rang: Anne-Marie!

Und dann ward es still.

Wie gelähmt standen die andern, die weiter hinten gearbeitet hatten, außerhalb des Bereichs des Bergsturzes. Erdschall, mit schlatternden Gliedern, und stierten — stierten.

Ein wirres Chaos sahen sie, und darüber eine riesige, gelbgraue Staubwolke, wirbelnd und wogend, undurchdringlich. Wie ein dichter Schleier, den eine mitleidige Hand vor das letzte gezogen hatte — vor das Grauenhafteste: Denn dort, unter dem Trümmersfeld mit seinen zentner-schweren Blöcken, hatten ja Menschen gestanden! Menschen voll blühenden Lebens, gesund und stark eben noch, und nun —

Keiner wagte es auszuendenken. Aber jedes Auge starrte nach der barmherzigen Wolke drüben. Wehe, wenn sie sich verzog!

Vom Schicksal hart umhergestoßene Gefellen waren es meist, die dort standen. Und waren selber hart geworden, gegen sich wie andere. Aber das da?

Ihrer Kameradschaft wurden sie sich bewußt. Der Kameradschaft der Arbeit, die ein Kampf für sie war, auf Leben und Tod. Dort das Trümmersgewirr, das Leichenfeld predigte es ihnen. Brüder waren ihnen die gewesen, die nun da unter der Steindecke lagen mit zerschmetterter Brust. Brüder, die Not und Sorgen ihres armjeligen Lebens getreulich geteilt hatten. Und all diese Not stand plötzlich vor ihnen. Ein Schredensbild mit steinern starren Zügen, ohne einen Funken von Erbarmen. War's nicht genug, daß sie mühselig und beladen waren? Mußten sie auch das letzte noch hergeben, das ihnen geblieben war — ihre heilen Glieder, den Odem in ihrer Brust? War das Gerechtigkeit?

(Fortsetzung folgt.)

### Das Batisttuchlein.

Skizze von Minna von Heide.

Drei übermüdete Mädel standen hinter dem Sperrbaum mitten auf dem Fahrweg und winkten lachend und gute Fahrt wünschend durchziehenden Soldaten zu. Und die braune Viefelotte, das sonst sehr behäutete Töchterlein eines geheimen Oberbau-rats, geriet vor Begeisterung so außer sich, daß sie ihr feines Batisttuchlein, mit dem sie wie mit einer Fahne geschwenkt hatte, plötzlich dem wild-

brausenden Winde überließ und ihm noch laut lachend ein „Hui!“ nachrief.

Ein breit im Fenster lehrender blonder bildhübscher Burische fing den Raub mit einer vorwiegenden Biegung seines gesamten Oberkörpers ein und übernahm nun seinerseits das Schwanken mit dem weißen Fächerlein, bis der brausende Zug den Blicken der drei Mädchen entschwandten war. —

Werner Stransfeld, der die Bruit und seine Mäße voller Blumen hatte, besah sich nun unter lebhaftem Gened seiner Jahrtgenossen in aller Ruhe das düstige Beuterstück. Und da die schneeige Weise äußerst appetitlich war und obendrein ein sehr feiner Duft dem zierlichen Gewebe entstieg, steckte Werner seine eigene, wenn auch weniger zierliche Nase hinein und verdrachte zum Ergötzen aller Anwesenden so vossierlich schmachtend die Augen, daß zuletzt ein regelrechter Kampf um das Stücklein entstand und daß es schließlich sogar Werners überlegener Kraft bedurte, das reich bestickte Fächerlein nicht etwa in lauter Feszen zurückzuerhalten.

Rings um das Stücklein zog sich ein Kranz von Vergiftmeinnicht und es war wirklich so allertieft und reizend, daß Werner es an erster Stelle seiner Sammlung zarter Erinnerungen einzuverleiben beschloß.

Erst am Abend, als er trotz ausgiebiger Müdigkeit auf dem harten Strohsack nicht sogleich einzuschlafen vermochte, schlug ihm das Gewissen. Er stellte sich mit großer Lebendigkeit das gertenschlanke Mädchen vor, bei dem er in der Hast der Fahrt nicht hatte feststellen können, ob eigentlich die roten Lippen lodender gelacht hatten als die blendend weißen Fächerlein oder umgekehrt. Auf jeden Fall war das frische junge Geschöpfchen unzweifelhaft von größtem Liebreiz gewesen und es war nicht einzusehen, warum es sein Stücklein nicht zurück und einen Gruß dazu haben sollte. Weil es ja leider mehr nicht sein konnte, sagte sich Werner bedauernd.

Und da Werner nun in allen Dingen, die zweierlei Geschlecht angingen, allermindest geschickt genannt werden mußte, machte ihn auf diesem Gebiet ein Feldzugsplan weiter keine große Schwierigkeit. Er wußte ja den Namen des Städtchens, durch das sie in eben jener Stunde gefahren waren, und so schrieb er ganz einfach unter das Wort „Baststücklein“ die Bitte um die Adresse der Besitzerin in die Zeitung, da er der rechtmäßigen Eigentümerin das kleine Heiligthum wieder zufallen möchte. Darunter schrieb Werner in aller Offenheit seine genaue selbstgegrauete Adresse.

Die Folge dieser edlen Handlung war, daß der Eroberer der weißen Fahne fünf Päckchen Liebesgaben, zehn Ansichtskarten und drei Briefe erhielt.

Das überstieg nun an und für sich recht erheblich den erwarteten Erfolg, und wenn Werner Stransfeld trotzdem niedergeschlagen war, geschah das lediglich, weil eben just der eine und erwartete Brief ausblieb.

Denn Liselotte kämpfte inzwischen einen harten Kampf. Sie war nämlich nicht nur den Namen nach eine Tochter aus gutem Hause, sondern sie war auch von sich selbst aus ein zartbesaitetes kleines Mädchen und hatte sich ihres plötzlich entbrannten ungebändigten Uebermutes hinter der Bahnschranke schon weidlich geschämt.

Als dann gar die diden Lettern in der Zeitung standen, an jener Stelle, die nun einmal jedes Mägdlein aus einer leicht verzeihlichen Neugier alltätlich anschaut, war der Schuldbewußten so plötzlich und in einer solch strömenden Welle das Blut in die Wangen geschossen, daß es ein großes Glück war, daß Mama draußen in der Küche eigenhändig den Puter mit vorbereiten half, weil der Herr des Hauses am nächsten Tage seinen alljährlichen Ehrentag hatte.

Aber nun war natürlich guter Rat teuer. Wenn man erst siebzehn Jahre alt ist und einem ferner durch eine ganze Reihe von Jahren immer wieder gesagt wurde, was sich schickt und was sich nicht schickt, dann versteht es sich beinahe ohne eigenes Zutun von selbst, daß man auf eigene Faust nichts unternimmt, was im Leisesten nach einem Abenteuer aussehen könnte.

Wenn sich also Liselotte nach einer langen hangen Woche dennoch entschloß, ohne Mamas Vorwissen ein paar zaghafte Zeilen auf ein Briefblatt zu zittern, war es eben ihre Rechtfertigung, daß es sich wirklich um ein Tuch handelte, an dem Lu Schäfer beinahe vier Wochen ununterbrochen gestickt hatte, und daß es eine Schande war, so viel Mühsal in einem einzigen unbedachten Augenblick davonsplattern zu lassen.

Un Werners bligende Blauaugen bei dieser Rechtfertigung nicht zu denken, gab Liselotte sich die größte Mühe.

Und jedenfalls — das Brieflein plumpste in den Kasten.

Was war es für ein dummes Brieflein und wach ein knappes!

Aber Werner war Kenner. Und das Dumme und das Knappe gefiel ihm am allerbesten. Er streichelte die unsicheren Buchstaben und fühlte mit geschlossenen Augen ein solch wohlige Erzittern, als sei er selbst diese kleine Liselotte, die sicher im allerersten nun fuhreken Kleide saß.

Und da Werner nun ein bißchen einen leichten Sinn hatte, indessen durchaus kein leichtsinniger Mensch war, setzte er sich hin und schrieb — wenn auch nicht gerade zitternd — ein so zartes Feldpostbrieflein, wie es sicher nicht aus vielem Grau geschrieben wird.

Und schwerlich wird nun jemand annehmen können, daß es damit seine Bewandnis hatte. Im Gegenteil, hier begann in Wahrheit erst das Spiel, aus dem später ein solch läblicher Ernst

werden sollte, daß auch ein wirklicher Kuß in der kleinen Geschichte vorkommt.

Bis dahin freilich hatte es noch einen langen Weg. Aber eines Tages blieb Werners Antwort aus, und wenn man mit nur achtzehn Jahren mitten aus der frühesten Gesundheit an Dersenslangen sterben könnte, wäre Liselotte in größerer Gefahr gewesen als der leichtverwundete Werner.

Man hat ja ein tiefes und heiligtes Geheimnis, sonst hätte Werner sehr leicht die gütige Pilegerin bitten können, die Feden einmat für ihn zur Hand zu nehmen. Aber was hätte die seine stille Frau wohl sagen sollen, wenn es in der Rede Liselottes hieß und auf der Adresse Lu Schäfer.

Es war nicht anders, Lu Schäfer wurde zur Dritten im Bunde ernannt. Und weil es nun einmal heraus ist und also auch aufgekärt werden muß, soll hier offen stehen, daß diese Maßnahme lediglich der Einfachheit halber getroffen war.

Lu's Mama war moderner als Liselottes. Lu durfte eigene und unkontrollierte Post empfangen. Was in diesem Fall — es muß zugegeben werden — einen stillen Nutzen hatte.

Wie hätte es sonst geschehen können, daß Werner und Liselotte an einem häßlichen, regnerischen und stürmischen Herbstabend unbeselligt in Schäfers ausgedehntem Garten auf und ab gingen und weder von dem Regen noch von dem Sturm etwas merkten!

Zaghaft war Liselotte zwar auch jetzt noch und Werner hatte den rechten Arm noch in der Binde, aber zuguterletzt duldete Liselotte, daß er den linken nahm.

Sie hatte ihm auf seine flehentliche Bitte und zwar jetzt mit allem Vorbedacht das bewußte Stücklein mit den Vergiftmeinnicht für immer und ewig zurückgegeben und konnte sich seinem Dank nicht entziehen.

Wenn nun aber jemand denken sollte, daß Werner stürmisch zu Werke ging, dann hat man sich doch in seinem Naturell geirrt. Denn er zog Lotte — er kürzte den Namen ab — so behutsam wie möglich in eine triefende Laube, hob mit der linken Hand ganz ganz leise ihren gesenkten Kopf auf, sah ihr zuvor, so gut es die hereingebrochene Dämmerung gestattete, in ihre beide leuchtenden Augen und lächelte dann erst diese, bevor er mit einer großen Andacht ihren Mund küßte.

Dann standen sie beide still und nun hatte auch der Regen aufgehört.

Der kräftige junge Burische zog das am ganzen Körper bebende seine Mädchen an sich und begann zu flüstern von seinen Eltern, zu denen er auf der Urlaubsreise war. Und sprach von seinem Studium, und daß er wie sein Vater mit all seinen Interessen bei der Medizin sei und am liebsten aller Welt helfen möchte.

Und die kleine Lotte, die ein Herz hatte, als sei es aus purem Mitleid gemacht, wärte kaum, daß ihr unaufhörlich Tränen über die Waden liefen.

Aber auch Werner wurde es eigen weich und schwer, und daß er im letzten Abschied dem Mädchen die feinen weißen Hände küßte, soll zu seiner besonderen Ehre gesagt sein.

Und nun gibt es schon den ganzen Herbst hindurch zwei Menschen mehr, die trotz peinlichster Pflichterfüllung an nichts denken als einer den andern glücklich und reich zu machen.

### Beim Landsturm im Felde.

Von Fritz Arens.

Ein rauher Herbststurm weht über die Felder und rüttelt an den Telegraphenstangen, die wie schlafte Radeln längs des Bahndammes stehen. Der Herbst im Westen Frankreichs ist nicht so kalt wie bei uns, aber regnerisch und unfreundlich. Das wissen nicht nur die Feldgranen, die im Schlingengraben liegen, sondern auch die braven Landstürmer, die längs der Bahn Tag und Nacht Wache halten. Besonders empfindlich macht sich der rauhe Wind hoch oben auf der Brücke bemerkbar. Hier steht ein Landsturmman, den Blick in die dunkle Weite gerichtet, und sinniert und träumt sich zurück in die Heimat zu Weib und Kind. Und er summt leise vor sich hin:

Bald ist es Friede,  
Dann komm' ich wieder!  
Wisch Dir die Träne ab  
Mit Sandpapier.

Es kommt ihm recht zum Bewußtsein, wie sich in diesen Worten Ernst und Humor paart. Da... ist es nicht, als wenn ein Geräusch an sein Ohr dringt? Unmerklich horcht er in die Ferne. Der Schall gedämpfter Schritte kommt näher. Der Landsturmman bringt das Gewehr vor und ruft laut in das Dunkel der Nacht: Halt! Wer da? Als Antwort kommt zurück, daß der Revisionsoffizier da ist. Erleichtert atmet der Landsturmman auf und erlattet die vorschriftsmäßige Meldung. Dann ist er wieder allein, weitab von seinem Wackelokal. Mitten in Feindesland, fern der Heimat. „... bald ist es Friede...“ „Bald?..“

In einem der Wackzimmer wird gesagt und geklopft. Drei Landstürmer, die in diesem Zimmer einer Villa einquartiert sind, zimmern sich ein Wandregal zurecht, die passende Stelle ist gefunden, aber das Bild, das dort hängt, muß weichen. Es ist ein einfacher, billiger Druck, ein Bild, das dem Geschmack des gestohlenen Willenbesizers nicht gerade ein günstiges Zeugnis aus-

steht. Das Bild zeigt ein von blondem Gelock umgebenes Mädchen-  
gesicht.

„Hängt das Bild über mein Bett,“ sagt der eine der Land-  
stürmer.

„Du bist wohl verliebt in das Mädchen,“ spotten die andern.  
„Ehrlich gesagt: ja!“

„Wie kommt denn das?“

„Das Bild sieht meinem jüngsten Töchterchen sprechend äh-  
nlich.“

Und die drei Landstürmer stellen sich um das Bild herum  
und betrachten es mit unilorten Widen. Jeder hat ein Kind  
dabeim. Und bald sitzen alle drei am Tisch. Sie haben  
ihr Taschenbuch hervorgeholt und kramen aus den Ecken die  
kleinen Photographien hervor, die von der Heimat, vom Heim  
erzählen. Wovon die drei in dieser Nacht wohl geträumt haben?

Es ist morgens um halb sieben Uhr. Da reckt sich aus einem  
der Betten des Wohnzimmers eine lange Gestalt empor. Ah,  
richtig! Die beiden andern Kameraden sind draußen auf Posten.  
Um acht Uhr kommen sie zurück, er dagegen muß erst um  
neun Uhr aufstehen. Da heizt er die Stube fegen und den  
Ofen heizen. Rasch in die Kleider und Kaffee geholt. Nach dem  
sargen Frühstück geht es an die Arbeit. Der Fußboden wird ein-  
gekreuzt und sauberlich gereinigt. Freilich, eine Hausfrau würde  
noch manches aus den Ecken und unter den Betten hervorholen,  
aber so genau geht es hier nicht zu. Nun kommt die schwere  
Arbeit: den Ofen anheizen! Papier, dünne Holzstücken darüber  
und dickes Holz hinaufgelegt. Rasch flackert das Papier auf,  
einzelne der dünnen Holzstücken fangen Feuer, und betriebigt  
schließt er die Ofenklappe. Aber er wartet vergeblich auf das  
heißliche Knistern. Wie er so nachdenklich vor dem Ofen sitzt,  
öffnet sich die Tür, die beiden Kameraden treten ein und brechen  
in ein schallendes Gelächter aus.

„Ja, ja,“ sagt der eine, „das Schriftstellern ist doch leichter  
als das Feueranmachen!“

Nach das Ofenheizen will gelernt sein, das sieht der Schrift-  
steller ein, der jetzt als Landsturmmann im Felde steht. Die  
kundigen Hände der andern haben den Ofen bald in Schwung  
gebracht; der dampfende Kaffee wird geholt und sendet ver-  
lodende Düste in das Zimmer.

Da . . . ein mehrmaliges Klingelzeichen . . . Warm . . . Die  
Hände lassen die Kaffeeschale sinken und greifen nach Helm und  
Gewehr. Und hinaus geht es in den frisch-kalten Morgen . . .

### Der Andreastag.

(30. November.)

„Andreas, lieber Schutzpatron,  
Gib mir doch einen Mann!  
Räche doch jetzt meinen Vohn,  
Sieh mein schönes Alter an!  
Krieg ich einen oder keinen? — Einen.“

So beginnt das Lied „Der beständige Freier“, das nach einem  
„fliegenden Blatt“ von Adam v. Arnim und Clemens Brentano  
in der Sammlung alter deutscher Lieder „Des Knaben Wunder-  
horn“ veröffentlicht worden ist. Das dem 16. oder 17. Jahr-  
hundert angehörende Gedicht weist eine in der damaligen Zeit  
beliebte poetische Spielerei auf, die „Eho“ oder „Wiederschall“  
genannt wurde und die, wie der angeführte Vers zeigt, in dem  
Wiederklang der letzten beiden Silben einer jeden Strophe bestand.  
In den beiden folgenden Strophen des Liedes zeigt sich das  
„Eho“ von einer weniger liebenswürdigen Seite, denn die Stro-  
phen endigen folgendermaßen:

„Oder sucht er mir allein  
Und sonst keiner zu gefallen? — Allen.“  
„Ist's ein Witwer? Ist er alt?  
Ist er hitzig oder kältlich? — Keltlich.“

Das Lied bezieht sich auf das bekannte Orakel in der Andreas-  
nacht, das noch vielfach in der dem Gedenktag des Apostels An-  
dreas (30. November) vorausgehenden Nacht, bei uns besonders  
aber in den ländlichen Gegenden, im Schwunge ist. In Dönpfehen  
legen sich junge Mädchen Haferkörner und Leinjamen vor dem  
Schlafengehen unter das Kopfkissen, und sie sprechen dabei:

„Hafel und Lein, ich für dich,  
Heiliger Andreas, ich sehe dich,  
Lasse im Traum erscheinen  
Mir den Liebsten meinen.“

In Schlesien wenden sich die Heiratslustigen an den Heiligen mit  
folgendem Verslein:

„Oerzeliebter Andreas!  
Gib mir zu erkennen, wie ich besch,  
Gib mir zum Augenscheen (schein),  
Welcher soll mein Liebster seyn.“

Anderswo heißt es:

„Andreas, heil'ger Schutzpatron, hör' mich, gib mir einen Mann,  
Und laß mich im Traume sehn, ob er häßlich oder schön,  
Ob er geistlich oder weltlich, ob er jung ist oder ältlich.  
Seil'ger Andreas, steh mir bei, daß ich's seh im Kontextei.“

Um das Gewerbe des zukünftigen Mannes zu erfahren, gießt  
die Mädchen am Andreasabend Blei durch einen Erbschüssel in  
kaltes Wasser oder schlagen das Weiße eines Eies hinein. Riebt man  
ein gerades Scheit aus dem Holzhaufen, so ist der zukünftige Gatte  
schlan, zieht man ein krummes, ist er budlig. In Brunnen und  
Quellen sieht man in der Andreasnacht das Bild des Zukünftigen.  
Wenn man Hering isst und dann träumt, jemand stille einem den  
Durst, so heiratet man diesen. Rählt man Späne und ist die Zahl  
gerade, so bekommt man einen Junggesellen, ist sie ungerade, einen  
Witwer. Alle diese und ähnliche Bräuche der Andreasnacht werden  
aber nur von unverheirateten Angehörigen des weiblichen Ge-  
schlechtes, der jüngeren sowohl als auch ganz besonders der älteren  
Semester, ausgeübt. Die gelehrte Forschung behauptet, daß der  
heilige Andreas, der schon früher der Gütigste der Heiligen genannt  
wird, hier in der Volksanschauung den allgermanischen Freyr, den  
Gütigsten der Götter, vertritt, der den Ehen vorstand und als  
Schutzpender verehrt wurde. Eine andere Erklärung knüpft an  
den Namen des Apostels Andreas an, der griechischen Ursprun-  
ge ist und von dem Worte aner, andros (Mann) abzu-  
leiten ist. Es ist immerhin möglich, daß das Mannesorakel  
der Andreasnacht sich im griechischen Sprachgebiet entwickelt hat  
und dann im Gefolge der christlichen Religion zu uns gekommen ist.

### Büchertisch.

— Deutscher Wille (Kunstwart). Zweites No-  
vemberheft. (Verlag von Georg D. W. Callwey, München.  
Kriegsausgabe zum ermäßigten Preis. Vierteljährlich 3 Mark.)  
Das Heft, das in seiner Stimmung dem Totenfest entspricht, wird  
eingeleitet durch einen Gedichtzyklus von Ferdinand Neuenius  
„Zum Totentag“. Der erste Aufsatz, von Karl Heinrich, heißt  
von „unserm Willen zum Leben“. Darin wird das ernste Thema  
vom Sterben der Völker, vom Geburtenrückgang, das uns schon  
vor dem Kriege beschäftigte, im Hinblick auf die Gegenwart erörtert.  
Dann führt Professor Paul Ratorp seine Ausführungen über das  
Thema Krieg und Frieden weiter. In einem größeren Beitrag  
über „Volkstum-Deutschum“ beschäftigt er sich mit dem „Wesen“  
des Deutchtums und sucht ihm seinen Platz in der weltgeschicht-  
lichen Entwicklung zu bestimmen. Thema von Waldkämpf behandelt  
die beiden großen Gruppen der politischen Betätigung der Frau  
in einem Aufsatz über „Frauenbewegung“ und „nationale Frauen-  
arbeit“. Hermann Ullmann berichtet über seine Beobachtungen  
hinter der östlichen Front in sehr anschaulichen Darstellungen:  
„Polen, Juden, Deutsche“. Ueber „Soldatengräber und Kriegs-  
denkmäler“ gibt Professor Oskar Strnad an der Hand einfacher  
Zeichnungen praktische Vorschläge, er sucht darzutun, welcher Art  
die künstlerischen Gesichtspunkte sind, die bei der Errichtung von  
Gräbern oder Denkmälern — beide sind ja ihrem Wesen nach ver-  
schieden — in Betracht kommen.

— Der Fürmer (Kriegsausgabe). Herausgeber: F. E. Frhr.  
v. Grotthuß. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) Aus dem Inhalt des  
ersten Dezemberheftes: Bulgarien 1915. Von Ernst R. Munt  
(Sofia). — Auf den katalanischen Keldern. Von V. Mähler. — Mehr  
nationales Verantwortlichkeitsgefühl! Ein Mahnruf an die deutschen  
Frauen. Von Trude Barth. — Archipirata. — Der Erzpatriot.  
Ein antiker Vorläufer John Bull's. Von Gustav Steyerbach-Freiburg  
i. Br. — Das geistige Frankreich im ersten Kriegsjahr. Von  
Dr. M. Ritzenthaler. — Die Ungarn und ihr Staat. — Das  
russische Kaiserpapsttum. — Ein Ehrentag der deutschen Jugend.  
— Das rumänische Problem. — Der Handelskrieg mit England.  
— Soldatengrab und Kriegsdenkmal. Von Karl Stord. — Zu  
Menzels hundertstem Geburtstag. Von Karl Stord. — Türmer's  
Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen, —  
Notenbeilagen.

### Scherzrätsel.

Ich hatte ihn noch nie gesehen,  
Doch war er mir genau bekannt.  
Ich wußte nicht, wie man gefehden,  
Als er so dräuend vor mir stand.

Das eine küßt ich nur bekommen:  
Vor diesem Gast entsteht mein Glück.  
Und doch hat er mir nichts genommen,  
Er ließ sogar etwas zurück.

Gering nur war des Fremden Gabe,  
Doch bleib' ich ihrer eingedenk!  
Nun sagt, was war das für ein Knabe,  
Was war sein Zanaerbesenk?  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Zall, Zaig.